

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1910-1911)

Artikel: Ein Verdacht
Autor: Kesser, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN VERDACHT

ERZÄHLUNG VON HERMANN KESSER

An jenem Maitage hatte der Philosophiestudent Martin Jochner um sieben Uhr morgens in einem geborgten Frack und einem altmodischen Zylinder seine Schlafkammer im vierten Stock der Pension Schindler verlassen. Der Aufwärterin hatte er in seiner entschlossenen und kurzen Art die Mitteilung gemacht, dass er erst gegen Abend zurückkehren werde. Dann ging er, ohne den Gruß der Dienstboten auf der Treppe zu hören, in den fröstelnden Morgen hinaus.

Zwei Stunden später erschien Frau Emma Schindler, die Herrin des vielräumigen Doppelhauses, schnaufend in dieser billigen, nur von Studenten und Malern bewohnten Abteilung der Pension, trat in die kleine Schlafkammer Jochners, warf einen Blick auf den großen Koffer, der in die Mitte des Stübchens gestellt war, verriegelte das kleine anstoßende Zimmer, in dem sich Bücher und andere Habseligkeiten Jochners befanden, von innen, drehte eigenhändig zwei Ringschrauben in die Flurtüre und den Rahmen, hing ein festes Vorlegeschloss darein und sperrte ab. Den Schlüssel steckte sie mit der energischen Miene eines Menschen zu sich, der Gericht zu halten glaubt und mit sich sehr zufrieden ist.

In dieser höchst gehobenen Verfassung begab sich die tatkräftige Frau zu ihrem Mieter und Freund im Erdgeschoß, zu dem Kaufmann Ernst Quitzau aus Treuenbrietzen, der den vornehmen Laden an der Breitseite des Hauses besaß und dort einen Handel mit Ölbildern, Photographien und Gipsabgüssen betrieb. Für alle, die bald darauf die Witwe Schindler mit hastigen Schritten und purpurnen Wangen aus dem Verkaufsmagazin des Herrn Quitzau eilen sahen, war es klar, dass die brave Frau nicht, wie es sonst geschah, von einer ihrer gewohnten harmlosen Morgenplaudereien mit dem von ihr hochgeschätzten Geschäftsmann kam. Auch schien es ausgeschlossen, dass sie durch den Anblick neuer Kunstwerke in eine derartige Erregung geraten war, dass sie selbst auf die mit dem üblichen Morgenrundgang verbundene Maßregelung der Angestellten vergaß, und gegen die Annahme eines Streites mit Quitzau sprach es, dass dieser sich später ebenfalls, wenn

auch mit deutlichen Zeichen der Niedergeschlagenheit, in dem pompsatten Arbeitszimmer der Hausbesitzerin einfand, wohin Frau Schindler sofort ihr gesamtes Personal zusammenklingelte, um den erstaunten und verängstigten Leuten scharfe und seltsame Fragen über ihre Beobachtungen und Beschäftigungen in den Abendstunden des vergangenen Tages vorzulegen. Der Grund des Verhörs wurde den Leuten verschwiegen. Als aber kurz vor Mittag ein ruhiger bärtiger Mann im abgetragenen schwarzen Gehrock und steifen Hut das Haus betrat und sich zu einer längeren Unterredung in das Kontor des Herrn Quitzau verfügte, da schlossen die Dienstboten, denen dieser Mann als der Polizeikommissär des Viertels bekannt war, mit Recht auf einen Diebstahl oder sonst ein Verbrechen und gingen mit gesenkten Köpfen, böser Ahnungen voll an die Zurüstungen für das Mittagsmahl.

Die Ordnung im Hause Schindler war an diesem Tage gestört. Längst hatten die Gäste im Speisesaal Platz genommen, der Tross der Mädchen hatte sogar schon die Suppenteller eingesammelt und schickte sich an, aus dem Versteck der spanischen Wand im Hintergrunde des Gemachs mit dem Fischgericht in geteilten Kolonnen auszuschwärmen, und doch war der fürstlich gepolsterte und breite Sessel am Ende der Tafel, in dem sonst wie eine dunkle Sonne die Wohlbeleibtheit der Frau Schindler versank, noch nicht mit seiner verfließenden Last bedeckt. Desgleichen fehlte noch Herr Quitzau, der, wie es sich von einem wohlgeordneten Geschäftsmann von selbst versteht, die Pünktlichkeit in Person war, und seinen Stuhl immer mit jener bescheidenen Allerweltshöflichkeit und bereitwilligen Unterwürfigkeit einnahm, die mit dem Wesen eines Detailkaufmanns innig verknüpft sind. Die ungewöhnliche Tatsache, dass Frau Schindler und Herr Quitzau in den Mittagseindrücken der Esser abgängig waren, vermochte die Tafelrunde nicht sonderlich unruhig zu stimmen. Nur Selma Schindler, die jüngste Tochter, ein fast schon welkes hageres Mädchen, hatte ihre demütigen Augen erwartungsvoll auf die Türflügel gerichtet, aus denen die Mutter mit einem guten Maß von Stolz und Fett in ihrer Seide rauschend heraustreten musste. Die Gäste jedoch, die längst durch die Stubenmädchen von dem geheimnisvollen morgendlichen Verhör der Dienstboten Kunde erhalten hatten, ergingen sich in Vermutungen über die seltsamen

Vorgänge und benutzten den Anlass, um gegenseitig ihr Wissen über die beiden abwesenden, für das Haus so gewichtigen Persönlichkeiten mit aller Vorsicht auszutauschen. „Es scheint sich um einen Vorfall im Kunstsalon des Herrn Quitzau zu handeln,“ meinte eine altjüngferliche Malerin, die seit einigen Wochen in der benachbarten Gemäldegalerie an der Staffelei stand und dort mit spitzen Pinseln und knappem Talent englische Kinderbildnisse auf Porzellan übertrug. „Herr Quitzau ist wohl ein unternehmender Mann?“ Ein pensionierter Major, der im Hause Schindler seine Altersruhe verbrachte, erwähnte trocken, dass Quitzau ein weit-schichtiger Verwandter Frau Schindlers, ursprünglich Friseur und später Ansichtskartenhändler, mittelst seines früheren, durch kleine Annoncen geförderten verschwiegenen Vertriebs von kleinen, unausstellbaren Photographien ein nettes Sümmchen erworben habe und darum gewiss in der Lage sei, gute Preise zu wagen. Ein anderer Gast, ein Ausländer, warf ein, dass Quitzau kürzlich einen echten Rembrandt gekauft habe und erzählte davon, dass man zwar auf dem fast schwärzlichen, kaum handbreiten Bildchen nicht viel zu erkennen vermöge, aber immerhin bei genauem Zusehen den „großartig gemalten“ Kopf eines alten Hebräers mit einer türkischen Mütze entdecken könne. Von Quitzau, der ihn auf den Zehenspitzen vor das Bildchen geführt und nach langen feierlichen Minuten der Schweigsamkeit den Namen „Rembrandt“ geflüstert habe, wisse er, dass der alte Jude aus dem Besitz eines spanischen Kardinals stamme und für hunderttausend Mark gegen Feuer und Diebstahl versichert sei. Auf diese Mitteilung hin konnte sich der Major die Bemerkung nicht schenken, dass ein ihm befreundeter Kunstgelehrter von Rang, Konservator der städtischen Museen, den Rembrandt in Augenschein genommen und sein auf-richtiges Erstaunen geäußert habe. „Aber nur darüber, dass dieser Herr Quitzau die Kühnheit hat, das Bild auf den Namen Rembrandt zu taufen!“ Diese Worte hatte der Major ziemlich laut gesprochen. Seine Nachbarin, eine hübsche Frau, fühlte sich bemüßigt, seine Aufmerksamkeit auf die nicht allzuweit entfernte Selma Schindler zu lenken, auf die Zukünftige des Herrn Quitzau, die wahrscheinlich über den dunklen Vorfall im Laden ihres Bräutigams Bescheid wisse. Doch der Major bestritt alle diese Behauptungen. Selma, ein gütiges stilles Kind, nehme an dem Geschäft

der Mutter gar keinen Anteil und werde darum kaum in die fragliche Angelegenheit eingeweiht sein. Es sei wahr, dass sich Quitzau um sie bemühe und dass er sich bei der Wirtin einer unbedingten Hochschätzung erfreue. Er gelte ihr schlechtweg als ein Genie, als ein Psychologe, und Quitzau bewundere an Frau Schindler das ausgesprochene Talent, bei allen Handlungen im Geruch der bürgerlichen Rechtlichkeit und Einfalt zu bleiben. Aber für Selma wünsche die Mutter am liebsten einen Arzt oder einen anderen Akademiker, wie man oft von ihr vernehmen könne, nachdem von den beiden anderen Töchtern die eine einen wirklichen adeligen Diplomaten, der aber gleich nach der Heirat nach einem entlegenen überseeischen Posten versetzt worden sei, und die andere einen Regierungsrat in der Provinz bekommen hätte. Und diese hochgehenden Neigungen der Frau Schindler empfinde Quitzau, der ehemalige Badergeselle, als überflüssige Launen, wie er es auch schmerzlich vermerke, dass Mama Schindler bisweilen, wenn etwa die Frau Legationsrat oder die Frau Regierungsrat zu Besuch erschienen, ihre Vertraulichkeit mit ihm bedeutend herabmildere und statt dessen bemüht sei, den engeren Schindlerschen Familienkreis mit anderen Gästen von Namen und Titel ins Hochgesellschaftliche zu steigern. „Was vollends Fräulein Selma betrifft, so hat sie andere Liebhabereien,“ schloss der Major behaglich, schaute dabei geflissentlich nach dem entgegengesetzten Ende der Tafel, wo bis vor wenigen Tagen unter den übrigen Pensionären des vierten Stocks der Philosophiestudent Martin Jochner speiste, und fiel dann plötzlich in Schweigsamkeit.

Die Unterhaltung aber plätscherte weiter.

Die jungen Leute erörterten unter sich ernsthaft, ob nicht ein neuer und großer pikanter Skandal die Ursache der häuslichen Aufregung sei. Man tischte Gasthofgeschichten und saftige Anekdoten auf, lachte und tat sehr aufgeräumt und klatschte dann wieder über die Familie Schindler. Ein Herr berichtete, dass sich einmal ein reicher Amerikaner mit der Dame des Hauses geprügelt habe. Man witzelte über die abendlichen Tees in den Familienräumen der Schindlers, bei denen es nicht geringe Schwierigkeiten böte, den kühlen und mitunter auch herben Ton, in dem die Gäste und Frau Emma miteinander verkehrten, durch eine lässige und absichtslose Konversation zu ersetzen; man sprach davon, wie

jüngst ein peinlicher Zwischenfall eine solche familiäre Zusammenkunft beeinträchtigt habe, wie sich während einer Tanzunterhaltung ein ungestümer Gast mit einer Beschwerde melden ließ, wobei dann laute und grobe Schimpfworte, durch die Türen deutlich zu verstehen, das Vergnügen zum Stocken gebracht hätten, man vertrat und widerlegte das Gerücht, wonach Frau Schindler ihre Pension in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln und sich von der Leitung des Unternehmens zurückzuziehen gedenke, ein Vorhaben, das die Ansprüche der feinen Schwiegersöhne zuschanden machten.

Mitten in diesem Geschwatz rückten Frau Schindler und Herr Quitzau zwischen Braten und Mehlspeise wie eine Katastrophe an. Niemand konnte zweifeln, dass sie von einem bedauerlichen und einschneidenden Erlebnis kamen. Aus zwei Augenpaaren glühte Zorn und Entrüstung, aber ein Zorn und eine Entrüstung, die bei aller Unannehmlichkeit wohlgetan haben mussten, die mit starker Betätigung eines mächtigen Selbstgefühls getragen wurden, die mit geradezu bombastischem Edelsinn und mit aufdringlicher Weltläufigkeit nach innen geschlossen und verheimlicht werden sollten. Zwar sahen alle Kenner, welche die fliegenden, wackligen Schritte, den entrüsteten Busen und die gepressten Lippen Frau Emmas gewahrten, voraus, dass bald eine Entladung folgen würde. Aber es war nicht zu leugnen, dass sich Frau Schindler, wie der zusammengedrückte Herr Quitzau, zunächst im unverminderten Besitz ihrer gesellschaftlichen Vollkommenheit in einer steifen Unschulds- und Gleichgültigkeitshaltung, in der sich kaum etwelche Funken einer innern Erregung verrieten, zu Tisch setzten und dann in einem heiseren und zart verwirrten Ton, der das Mitleid gebieterisch zu einer Erkundigung nach der Ursache seiner Herkunft auffordert, von den harmlosesten Dingen des Tages zu reden begannen. Es gab einige Boshafte an der Tafel, die allen Erschütterungen der Hausfrau eine unbegrenzte Dickfelligkeit entgegenbrachten und es ihr auch diesmal gegönnt hätten, mit ihrem nicht mehr fraglichen Unglück in der Gesellschaft des Herrn Quitzau allein zu bleiben. Doch gutmütig reichte eine plappernde alte Dame Frau Schindler eine Bemerkung über den Tisch hinüber, die zwar nichts weiter als eine teilnehmende Feststellung für das aufreibende mahlzeiten- und lebensstörende Dasein einer

Pensionsinhaberin enthielt, aber immerhin der Haken wurde, an den sich nun alsbald, durch manche Zwischenfrage aneinandergegliedert und durch eifernde Ausrufe gestrafft, eine Kette von stoßweis enthüllenden Sätzen schloss, die über den Grund der Verspätung breiten Aufschluss gab.

Frau Emma erzählte, Herr Quitzau saß, hie und da mit einer Verbesserung, mit einer Farbe und einem Kennwort einspringend, dabei und Selma hörte, die roten Augen auf das Tischtuch gesenkt, der Spannung zu.

Die Sache war die, dass Frau Schindler am Morgen nach ihrer Tat im vierten Stock vor dem Rembrandtheiligtum eine kleine künstlerische Andacht verrichten wollte. (Sie tat dies in der Regel, indem sie sich mit den Worten „Das ist wirklich Prima“ auf das weiche Sopha des Kunstsalons niederließ.) Als sie eintrat, gewahrte sie rechtzeitig, dass das Bild an der Wand fehlte. Mit einem lebenswürdigen Glückwunsch zu dem Verkauf begab sie sich in das artige Zimmerchen, in dem Herr Quitzau wichtiges denkend und schreibend an einem hohen Stehpult arbeitete. Der nahm den Glückwunsch wie einen freundlichen Scherz entgegen, wurde aber gleich darauf, als Frau Schindler von dem leeren Fleck im Salon berichtete, heftig emporgepeitscht, stürzte in die Ausstellung, wo einzig eine merklich dunklere Stelle auf der verschossenen Stofftapete als Erinnerung an das Meisterwerk zurückgeblieben war, brach nach einer sprachlosen Minute mit einem bestürzten „Gestohlen“ zusammen, fand aber erstaunlich rasch eine fatalistische Fassung.

Eine höfliche Aufregung wallte über die Tafel, als Frau Schindler geendet hatte. Man wollte mehr wissen, man schleuderte die Fragen und Vermutungen bündelweise von sich. Frau Schindler strahlte und äußerte keinen bestimmten Verdacht, doch ahnten alle, dass der Spürsinn der menschenkundigen Frau eine Fährte gefunden haben musste, als sie auf wiederholtes Drängen neugieriger Frager die Andeutung gab, „ausgeschlossen sei es nicht, dass man den frechen Dieb, der vor dem guten Namen des Hauses nicht zurückgescheut sei, erwische“, bei welchen Worten sie sich in der Voraussicht eines neuen Erfolgs ihrer Einsicht und Rechtlichkeit triumphierend erhob und in eifrigem Gespräch mit

dem sichtlich kleinmütigeren Quitzau den Saal verließ, indes sich Selma, die schweigsame Tochter, vergrämt hintendreinschob.

Der Nachmittag kam und mit ihm kam ein Trio von heimlich geschäftigen Menschen, die unter der Anführung des ruhigen, bärtigen Mannes im Gehrock allerlei ernste Untersuchungen anstellten, die Schlösser an den Türen des Quitzauschen Ladens betasteten, die Fenster beguckten, Maße von den Räumen nahmen, einander im Hofe auf die Schultern kletterten, um festzustellen, ob man von dort aus einsteigen könne, die Keller und die entlegensten Räumlichkeiten des Hauses besuchten und sich dann, ohne die Gäste in den Zimmern zu belästigen, nach den Schlafstellen der Diensthofen verfügten, wo unter gebrummtten Bemerkungen, die weder für das Ohr des Herrn Quitzau, noch der Frau Schindler und des toten Rembrandt bestimmt waren, unter dem Gelächter der Polizisten und der übungsgemäß verdächtigten armen Teufel, die in der Pension Schindler Schuhe und Kleider putzen, Zimmer säubern, kochen und aufwarten mussten, jede Strohmratze abgegriffen, jede alte Pappschachtel aus ihrer Verstaubtheit gerissen und jede vergessene und modernde Rumpelkammer nach dem kleinen Bildchen durchstöbert wurde. Um der Sache ein Ende zu machen, verteilten sich hierauf die Polizisten paarweise auf den Stockwerken, um die Treppenverwalterinnen über die Gäste zu befragen.

Auch dieses Verfahren ergab nicht viel.

Zu später Stunde war tags zuvor mit vielen Koffern die reiche Familie Franetzki, ein Ehepaar mit einer jungen Tochter, das im ersten Stock vier Zimmer bewohnt hatte und selten an der Tafel erschienen war, nach Süddeutschland abgereist. Das junge Fräulein war, wie sich der Ladendiener zu erinnern glaubte, noch gegen Abend, wie schon oft, in der Ausstellung gewesen. Der Polizeikommissär legte weder dieser noch einer andern Mitteilung, wonach einer seiner Leute im vierten Stock des Hauses auf eine mit einem Vorhängeschloss versperrte Zimmertüre gestoßen sei, eine besondere Bedeutung bei, fühlte sich aber doch im Laufe der anschließenden Beratung mit Frau Schindler und Herrn Ouitzau verpflichtet, nach der Familie Franetzki

und der versperrten Zimmertüre zu fragen. Über die Franetzkis gab Frau Schindler, die bei der Erwähnung des Vorhängeschlosses im vierten Stock eine freudige Atemlosigkeit schlecht verbarg, wohlwollende Auskunft. Ein Verdacht gegenüber so vornehmen Herrschaften, die seit langem alljährlich zu mehrwöchigem Aufenthalt bei ihr vorsprächen, sei, wenn man überhaupt dergleichen nur in den Mund nehmen dürfe, unsinnig und töricht. Was Martin Jochner, ihren Pensionär im vierten Stock angehe, so habe sie die Türe seines Wohnzimmers heute Vormittag — zufällig unmittelbar vor der Entdeckung des Diebstahl — eigenhändig durch ein Vorhängeschloss versperrt, um den jungen, „etwas merkwürdigen“ Mann, der ihr seit vierzehn Tagen den Betrag für Miete und Kost schulde und, wie ihr bekannt sei, in wenigen Tagen die Stadt verlassen wolle, zu zwingen, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Es sei dies ein Verfahren, das sie leider Gottes bisweilen anwenden müsse. „Unsereiner verdient das bisschen Geld nicht leicht. Man macht halt so seine Erfahrungen.“

Der Polizeikommissär nickte und beantwortete die Erklärung des Vorhängeschlossverfahrens mit einem in Staunen und Grauen gespaltenen Blick auf die radikale Geschäftsfrau.

Die lauerte auf die Wirkung ihrer Worte.

Zögernd nahm der Beamte, der in der Richtung, die man ihm aufzwingen wollte, mit gar nicht zuversichtlichen Schritten marschierte, das Wort: „So ist der Herr gegenwärtig ohne Mittel?“

Frau Schindler zuckte harmlos die Achseln und meinte sanft: „Es scheint wohl so . . .“

„Und woher wissen Sie, dass der Herr abreisen will?“

Die Frage klang drohend und beinahe argwöhnisch.

„Vor zwei Tagen ließ sich Herr Jochner einen großen, neuen Koffer kommen. Das Dienstmädchen vom vierten Stock weiß mehr davon.“

Frau Schindlers Stimme war glasig und spitz, fast kalt empört, und der Polizeikommissär musste jetzt vorwärts gehen und von dem Dienstmädchen manches vernehmen, aus dem sich ein leichtmaschiges, dünnes, aber hübsches Netzchen weben ließ, an dem nun, da es einmal da war, von verschiedenen Personen, Austrägern, Türstehern, Dienerinnen und Küchenmägden, die noch vor einer Stunde nicht das geringste über den Dieb und über

irgendwelche auffallende Beobachtungen zu sagen gewusst hatten, gewoben wurde. Im Vorraum der Ausstellung wurde ein größeres, in einem derben Beingriff stehendes Messer in einer ledernen Scheide gefunden. Es stellte sich später heraus, dass es einem Tapezierer gehörte, der am Tage des Diebstahls im Laden gearbeitet hatte, aber die Dienstmagd vom vierten Stock glaubte das Messer ohne Besinnen als das Eigentum des verdächtigten Herrn zu erkennen, in dessen Zimmer zwei andere Mädchen, die im fünften Stock in den Dachstuben schliefen, in der vergangenen Nacht ein kurzes Geräusch wie von Hämmern und Nageln gehört haben wollten. Der Ladendiener des Herrn Quitzau wusste sich plötzlich auf das bestimmteste zu erinnern, dass Jochner in den letzten zehn Tagen jeweils zwischen sechs und sieben Uhr abends häufig, von der Treppe aus und nicht durch den Laden, die Ausstellung besucht habe, und ein Türsteher, ein dickköpfiger, dummer Bursche entsann sich genau, dass Jochner gestern abend, als er sich gerade in der Halle zu schaffen gemacht habe, aus der Ausstellung geschlichen wäre und scheu und erschrocken, ohne seinen Gruß zu erwidern, die Treppe hinaufgelaufen sei. Er habe, wie es ihm schiene, eine große Mappe oder ein verschnürtes Paket an sich gedrückt. Von der Schwatthaftigkeit des Türstehers, hinter dem sie nicht zurückstehen wollten, angeregt und angesteckt, beeilten sich nun auch die anderen, Beiträge zu dem Verdacht zu liefern. Ein emsig werkender Kobold schob das rothaarige Mädchen, das Jochners Bedienung im Speisesaal besorgte, in das Quitzausche Arbeitszimmer, wo sie darüber berichtete, dass der Student schon seit zehn Tagen kaum mehr etwas gegessen habe, sehr zerstreut, aufgereggt und geistesabwesend am Tisch gesessen und endlich ganz ausgeblieben sei. Den Herren, bei denen sie sich nach ihm erkundigt hätte, habe er mitgeteilt, dass er ins Examen gehen werde. Diese entlastende Erklärung wurde aber nur zu rasch überhört und vergessen, als schließlich noch von dem Türvorsteher, den Aufwärterinnen und anderen Händen vorwärtsgepufft, ein fast blödes altes Weib mit nassen Händen und feuchter Schürze erschien, eine Aufwaschfrau, die den Mägden verraten hatte, dass sie vor drei Tagen, als sie vor Jochners Türe den Gang scheuerte, im Zimmer lautes und heftiges Sprechen gehört habe. Vor dem Polizeikommissär sagte sie in ihrer Bestürzung

etwas von einem fremden Manne, der unter Drohungen davongegangen sei, während ihm Jochner noch nachgerufen habe, „dass etwas geschehen werde.“

Der Polizeikommissär, der, wie er sagte, über Jochner andere Erhebungen anstellen wollte, verzeichnete dies und anderes in seinem kleinen Büchlein, blieb aber dabei nüchtern und unangerührt, bemerkte am Ende der langen Verhandlungen mit Betonung, dass man bei Beschuldigungen von unbescholtenen Personen vorsichtig sein müsse und ersuchte Frau Schindler, weitere Entdeckungen und Ereignisse schleunigst zu melden. Dann empfahl er sich und ließ das Haus Schindler, die eifernden Dienstboten, welche die kargen Trinkgelder des Studenten immer als eine Beleidigung empfunden hatten, die erhitzte Herrin des Hauses, die schon seit einem halben Jahr mit Verdruss bemerkt hatte, dass die demütigen Hundeaugen Fräulein Selmas mit Wohlgefallen und mit flehentlicher Anbetung auf Martin Jochner ruhten, und Herrn Ernst Quitzau, der den Verhandlungen ohne Temperament beigewohnt und sich ausgeschwiegen hatte, in einem stillen Fieber zurück. Frau Schindler aber sah man gleich darauf nach dem Gartenhäuschen hinterm Haus schreiten, in dem Selma mit feuchten Wangen an einer Häkelarbeit saß. Dort erzählte sie der Tochter, die keinen Einwand wagte, was sich ergeben habe und schloss mit den Worten: „Und diesen Menschen hab' ich in meinen Familienkreis ziehen wollen. Jetzt weiß ich, warum er meine Einladungen ausgeschlagen hat.“

Selma aber starrte bekümmert auf die blühenden Beete mit den Tulpen und Stiefmütterchen, auf denen die Blumen fröhlich und dicht standen, auf den rotweißen Apfelbaum, darum die Maisonne goldenen Glanz wob, und auf den kleinen Springbrunnen, in dem die Strahlen des blauen Himmels glitzerten.

Und so klar und rein wie über dem Garten der Pension Schindler lag der herrliche Maitag über den Straßen der weiten Stadt, über den stillen Winkelgassen und ihrem hohen Gemäuer, über den breiten lebendigen Wegen, auf denen die Menschen und Wagen in der neuen Sonne dahinzogen, und über dem alten Bau in grünen Bäumen, den kurz vor sechs Uhr abends Martin Jochner als neuer Doktor der philosophischen Fakultät verließ.

Als er nach vierstündigem Examen aus dem schattigen Sälchen ins Freie kam, griff er sich, von dem Sonnengefunkel und dem Farbenglanz geblendet, nach der müden Stirne, unfähig etwas anderes auszudenken, als dass nun wiederum ein Stückchen seiner Lebensarbeit, das sich in dem, was er noch vollbringen musste, winzig genug ausnehmen würde, gerundet sei. Und eine so wenig stolze und hochgemute Haltung bemächtigte sich seiner, dass er beinahe mit gebeugtem Haupt dahinschritt und vor lauter Versonnenheit darauf vergaß, den Hut, den er noch immer in der Hand trug, aufzusetzen, was dem jungen hochgewachsenen Manne in den pendelnden Frackschößen verschiedene verwunderte Blicke eintrug, so dass er endlich, sich der uneleganten Feierlichkeit seiner Erscheinung, des Augenblicks und verschiedener Pflichten bewusst werdend, an einer Ecke einen Wagen bestieg und eine Straße am Stadtrande als Ziel nannte. Erst die wohlige Kühle der Fahrt und das weiche Polster verschafften ihm eine behagliche Muße freudigerer Nachdenklichkeit. Er sah noch einmal, wie sich der alte Herr an der Spitze des grünen Tisches, an dem er einen halben Tag als Kandidat gesessen hatte, erhob und ihm im Namen der Fakultät verkündete, dass er sein Examen „summa cum laude“ bestanden habe, er hörte nochmals, wie die Professoren hierauf freundlich durcheinandermurmelten und ihm Glück wünschten, spürte nochmals, wie man ihm auf allen Seiten, indes sich das Zimmer um ihn drehte, die Hand schüttelte. Es waren Minuten einer kurzen Wallung von Rührung und Dankbarkeit gewesen, die bei ihm, der schon als Knabe in eine harte und lieblose Zeit ohne Eltern und ohne Geld gekommen und darum zäh und bei allem Ehrgeiz gleichmütig und unempfindlich geworden war, nicht dauern konnten. Zu lange hatte er sich als mittelloser Student mit erbettelten Unterstützungen, mit kleinen Einnahmen aus Lehrstellen und allen erdenklichen Frohnarbeiten, zu lange hatte er sich wie ein Abenteurer mit zusammengebissenen Zähnen durchgeschlagen, um nicht den kleinen Erfolg als das erwartete gute Ende seiner mühseligen akademischen Lehrjahre zu betrachten, Jahre, aus denen, wie er wusste, ein unbeugsamer Kampftrotz in die Zukunft hinüberleiten würde.

Die Straße, in die der Wagen einbog, weckte Martin Jochner aus diesen Grübeleien. Er ließ halten, befahl dem Kutscher zu

warten, ging rasch an einigen Häusern entlang und trat in eine graue, einsam stehende Villa. — Als er wieder in den Wagen stieg, hielt er eine Briefftasche in der Hand. Und in dieser Briefftasche, deren Inhalt er sorgsam überzählte, befanden sich tausend Mark in kleinen Banknoten, das Geschenk einer sonderbaren alten Frau, die seinen Familiennamen trug, einer mürrischen reichen Verwandten, die sich vordem trotz mancher Briefe niemals herbeigelassen hatte, ihm unter die Arme zu greifen, aber sich in der Laune gefiel, ihm auf den Tag seines Doktorexamens jenen für ihren Geiz unverhältnismäßig hohen Betrag zu stiften. Jochner hatte mit der merkwürdigen halbtauben Alten, die hoch in den Achtzigern war, nur wenige Worte gewechselt. Als er eintrat, saß die mürbe Greisin in ihrer kranken Verfallenheit wie immer bei geschlossenem Fensterladen in ihrem Lehnstuhl, kaum fähig, dem jungen Menschen die schon kalte Hand zu reichen. Jochner riss sich zusammen, um in der trägen Luft des dumpfen Zimmers einige Redensarten der Dankbarkeit zu finden. Die Ordensschwester gab ihm bald heimlich ein Zeichen und hastig schloss er wieder die Türe des stillen Hauses, in dem alles auf den Tod wartete, hinter sich ab, froh, in der freien Luft die Trübseligkeit der schwerfälligen Unterhaltung von sich abschütteln zu können und froh über das Geld der alten Frau, das ihn aus der Pein kleiner Schulden erlöste. Hatten ihm doch in den letzten zwei Monaten, in denen er heiß und rastlos über den Büchern saß und das qualvolle Unterrichten begriffsstutziger Gymnasiasten einstellen musste, die paar Leute, denen er Geld schuldete, mit lächerlichen Mahnungen zugesetzt, was ihn zwar so wenig beirrte, dass er die albernen Briefe, die schließlich immer häufiger eintrafen, nicht einmal las und auch ein Schreiben der Frau Schindler, das ihm gar von der Post überreicht wurde, uneröffnet zu den übrigen legte, indes diese vergeblich auf ein unterwürfiges Gesuch um Aufschub wartete.

Wenn sich Martin Jochner bewusst mit solcher Dickfelligkeit umgab, so war neben der Aussicht auf die tausend Mark noch mancherlei daran schuld. An einer Privatschule in der Stadt konnte er, falls es ihm gefiel, schon wenige Wochen nach dem Examen eine leidlich einträgliche Stelle als Lehrer für Literatur und Kunstgeschichte antreten. Ein Brief, den er in der Tasche trug, rief ihn sogar mit einem europäischen Professorengehalt nach

einer großen deutschen Kolonie in Brasilien, und überdies hatte er sich zu einer Reise gerüstet, die vielleicht damit enden konnte, dass alles für alle Zeiten ins Gute gewendet war. Und dieser letzten Möglichkeit gedachte er, als er dem Kutscher mit fester und sicherer Stimme befahl, eiligst zum Telegraphenamt zu fahren. Und dort schrieb er mit entschlossener Hand ein längeres Telegramm an Fräulein Mia von Franetzki, die es auf der Post des ausländischen Kurortes, an dem sie heute mit ihren Eltern angekommen war, in Empfang nehmen sollte, wie er mit ihr gestern Abend im Kunstalon des Herrn Quitzau verabredet hatte. Und während er sein glückliches Examen meldete und ankündete, dass er am nächsten Tag mit dem Eilzug nachkommen würde, sah er sich schon im Geiste vor die erstaunten Eltern hintreten, seine Werbung um das lebhafte und fast noch kindliche Mädchen vorbringen, sah er sich schon von Mia, die ihn noch gestern einen lieben Romantiker schalt, umarmt und alle die Heimlichkeiten und Gefahren der vergangenen Tage ausgelöscht. Wie ein einziges großes Leuchten lag diese Reise, die erste große Reise seines Lebens vor ihm, wie eine lange heitere Freude, die das Tor zu einem neuen Dasein ohne gemeine Lohnarbeit und Kargheit sein sollte. Ihm war es wie einem, der endlich nach einer langen Wanderung in grauen Tagen einen sonnigen Morgen vor sich hat, wie einem, der viele Jahre gedarbt und gehungert hat und endlich die hart gewordene Hand ausstrecken darf, um Glück, Wohlstand, Liebe und Freude an sich zu reißen. Mitten in der unerhörten Plage der vergangenen Wochen war er diesem Mädchen begegnet, einem Luxusgeschöpf, das nichts von der Derbheit des Lebens wusste und das immer in einem glänzenden und warmen Lichte dahingewandelt war.

Ein Zufall hatte sie aneinandergeführt, Fragen und Plaudereien, wie sie zwischen Menschen, die unter einem Dache wohnen, so oft ausgetauscht werden, ohne dass jemals in der glatten Bewegung der Unterhaltung ein Wort fällt, das in dem anderen aufbrennt und ihm hell macht. In demselben Raume, in dem der scheinbar gestohlene Rembrandt hing, hatte Jochner zum ersten Male die junge Dame, die an jenem Tage gelangweilt im Hause umherging, vor den Kopien der Galeriebilder angetroffen und Gelegenheit gehabt, zuvorkommend einige Erklärungen abzugeben. Bald darauf sahen sie sich in der nahen Gemäldegalerie, wo er

ihr von der himmlischen Anmut italiänischer Madonnen, von der krausen und herben Phantasie der treuherzigen alten Maler und von der Glut, der Pracht und den Taten der Menschen und Zeiten auf den Bildnissen der Venezianer und Niederländer erzählte und dabei von einer Lust und einem Vergnügen am Reden und Deuten ergriffen wurde, die ihm wohl zu Gesicht stand und viel Echtes und Durchdachtes aus ihm herausförderte. In dem Mädchen, das den Studenten gerne reden hörte, klang manches wieder, erwachte vielerlei, wodurch der Spaziergang durch die Welt farbiger und reicher zu werden versprach. Möglich, dass sie selbst kaum etwas davon gewahrte, wie sie mit Jochner zu spielen begann, indes ihn schon in schlaflosen Nächten gewagte Träume besuchten und indes er sich tiefer und tiefer in dem Gedanken verwühlte, in dem blonden, tändelnden Lichtkind sein Schicksal zu sehen.

So wurde Martin Jochner, der harte und unschmiegsame, ein verliebter Mann und ohne dass, wie bei anderen Liebesleuten, ein jäher Ausbruch erfolgt wäre, wurde Mia von Franetzki mehr von der ernsten und fast düsteren Verliebtheit Jochners und seiner geraden Entschlossenheit als von der eigenen unklaren Neigung bezwungen, nach und nach die willige Vertraute seiner geheimsten Wünsche. Sie ließ es geschehen, wenn er sich das Leben an ihrer Seite ausmalte, sie drückte ihm schweigend und zärtlich die Hand, wenn er davon sprach, dass er über alle Mauern und Stufen springen werde, um sie in seinen Besitz zu bringen und sie widerstrebte nicht, als er schließlich in gutem Glauben an das Gelingen Strich um Strich an dem Werbungsplan zeichnete, wenn sie ihn auch vorläufig von jeder Begegnung mit ihren unnahbaren alten Eltern, deren einziges und spätes Kind sie war, fernhielt und diese Zaghaftigkeit mit einer vorübergehenden Kränklichkeit und Verstimmung ihrer weißhaarigen Mutter entschuldigte. Ihre großen Augen, in denen die blauen Sterne ruhig schwammen, waren dann bittend zu Boden gesenkt und Martin Jochner brachte es nicht über sich, ihr einzugestehen, wie er darunter leide, dass er sich vor ihren Eltern verstecken müsse.

So waren die Tage dahingegangen.

Martin, der nicht viel vom Weibe wusste, kaum so viel, wie jeder andere seiner Art, der sich nicht verschwenden will und sich nach der ersten ungestümen Enttäuschung verschließt, schaute

stillselig vor sich hin und trug, so oft er von ihr kam, eine neue Zuversicht mit sich, die Gewissheit, dass er durch einen Zaubergriff des Schicksals in eine neue glückselige Jugend gehoben und bald die Welt von oben betrachten könne. Seine Liebe zu dem fremden, andersgearteten Mädchen, das für alle Schilderungen seiner dunklen und unsonnigen Lebenswege nur ein Lächeln hatte, wurde sein Gebet um Befreiung aus aller Armseligkeit, und wenn sie in ihrer blinkenden Schönheit, im Schmuck ihrer zartfarbigen Kleider strahlend und blühend wie eine seltene kostbare Blume, über die noch kein Staub und kein Regen gekommen war, vor ihm stand, wenn sie duldete, dass er sie leise an sich zog, dann floss eine namenlose Sehnsucht nach Glück über ihn, er zitterte vor Wonne und Erwartung wie ein Kind und sah es nicht, dass die blauen Augensterne des Mädchens in ängstlicher Scheu zuckten. Nur der Gedanke, dass er sie für kurze Tage nicht mehr sehen sollte, trieb ihm eine heiße und dunkle Verzweiflung auf die Stirne.

Aufatmend blieb Martin Jochner, als er aus dem Telegraphenamt wieder auf die summende Straße hinaustrat, eine kleine Weile stehen. Er gedachte Mias letzten Grußes, sah wieder, wie die dicke Frau Schindler an den hell im nächtlichen Straßenlicht stehenden Wagen vor dem Haus trat, um der Mutter seiner Geliebten einen Strauß roter Nelken zu überreichen, während Mia, seine Mia, den Hut mit den weißen Federn bewegte, mit den **Augen** über die obersten Fensterreihen hinglitt, an ihrem großen Hut rückte und dann mit einer nur ihm verständlichen kurzen Bewegung den rechten Arm hob. Martin schien es fast, als sei diese schnelle Geberde noch ein bedeutsames Flehen gewesen. „Fürchte nichts, fürchte nichts!“ hatte er vor sich hingeflüstert, und der offene Wagen mit den wippenden Federn war auf der schimmernden Straße davongerollt.

Als Martin Jochner um sieben Uhr abends seine Türe verschlossen fand, begab er sich unter den hämischen Blicken der Dienstboten zu Frau Schindler, legte zwei Scheine auf den Tisch und schied, nachdem er den Schlüssel bekommen hatte, mit der barschen Ankündigung, dass er schon morgen das Haus verlassen werde. Über das Gebaren der Hausfrau verlor er kein

Wort. In seiner Miene aber war so viel verletzend Verachtung und Geringschätzung, dass es Frau Schindler nicht wagte, sich der Form halber mit geschäftlichen Grundsätzen zu rechtfertigen. Sie sprang, als Jochner die Glastüre klirrend hinter sich zugeschleudert hatte, geschäftig und höhnisch ans Telephon, um das Faktum, dass Jochner plötzlich über Geldmittel verfüge, in einem Wagen vorgefahren sei und seine Rechnung bezahlt habe, der Polizei kundzutun. In der Morgenausgabe eines städtischen Sensationsblättchens, das schon um Mitternacht in den Kaffeehäusern und Weinwirtschaften ausgetragen wurde, stand bereits folgende Notiz zu lesen:

„In einer vornehmen Fremdenpension unserer Stadt, in der sich auch ein Kunstverkaufsmagazin befindet, wurde vorgestern Abend, wie die Polizei berichtet, ein Gemälde im Werte von über 100,000 Mark entwendet. Den Nachforschungen der Behörden ist es zwar bisher noch gelungen, den Diebstahl aufzuklären, doch glaubt die Polizei eine Spur zu verfolgen, die zur Entdeckung des Täters führen dürfte.“

Martin Jochner, der die Nacht in der Gesellschaft einiger Kameraden verbracht hatte, kam gegen ein Uhr morgens zerstreut nach Hause, wunderte sich, dass der Türsteher, den man sonst durch wiederholtes Läuten aus dem Schläfe wecken musste, sofort zur Stelle und anscheinend noch nicht zu Bette gegangen war und fühlte Lust, den Burschen, der ihn dreist vom Kopf bis zum Fuße musterte, zu ohrfeigen. Dann ging er mit festen Schritten auf sein Zimmer, in dem alles zum Einpacken aufgeschichtet war und nahm sich vor, am andern Tage beizeiten das Haus zu verlassen. Ein traumloser Schlaf kam über seine Erschöpfung.

Es mochte noch nicht sieben Uhr morgens sein, als er durch heftiges, ungeduldiges Klopfen an die Türe der Schlafkammer geweckt wurde. Eine fremde, gewöhnliche Männerstimme rief seinen Namen. Ärgerlich und noch vom Schläfe betäubt schob er den Riegel zurück und fragte, was die absonderliche Störung zu bedeuten habe. Als Antwort streckte sich eine grobe Hand mit einer blauen, schmierigen Karte durch den Türspalt. Jochner las einen Namen, unter dem das Wort „Kriminalkommissär“ stand, vernahm, wie die Stimme draußen etwas von einer Haussuchung sagte und ihn um sofortigen Einlass ersuchte. Da warf er sich

einige Kleidungsstücke über und öffnete, überzeugt, dass ein Irrtum, eine Dummheit der Polizei vorliege. Und als ihm der Mann, der mit einem andern eintrat, ein Schriftstück vorwies, auf dem Jochners Namen in deutlichen Buchstaben zu lesen war, als ihn die Beamten, die sich fast höflich benahmen, über den Diebstahl im Hause und über den Verdacht gegen ihn, „der sich durchaus als unhaltbar erweisen könne“, Mitteilung machten und sich anschickten, mit ihrem Handwerk zu beginnen, als er erkannte, was man gegen ihn ausgesponnen habe, da brach er nur in ein kurzes, wütendes Lachen aus, öffnete selbst alle Kasten, den leeren neuen Koffer, auf dessen Inhalt die Polizisten besonders begierig waren und alle Schubladen und Fächer, in denen sich Briefe und Aufzeichnungen fanden. Die Männer wendeten sorgsam jedes Blatt, ließen nichts unberührt und empfahlen sich nach zwei Stunden, nicht ohne Jochner die Zusicherung zu geben, dass man unter den obwaltenden Umständen davon absehen werde, ihn in Haft zu nehmen, wogegen er sich zur Verfügung der Behörden bereit halten müsse, keinesfalls verreisen dürfe, und sich nachmittags zu seiner Vernehmung beim Untersuchungsrichter einzufinden habe.

Dort wäre er wahrscheinlich, da er über die Herkunft seiner Geldmittel glaubwürdigen Aufschluss zu geben vermochte und auch sonst von dem Richter, einem besonnenen Mann, nicht als Dieb genommen wurde, kaum verhaftet und ins Gefängnis gebracht worden, wenn er sich nicht, als es sich darum handelte, über seine Beschäftigung und über die Verwendung seiner Zeit an dem Abend des Diebstahls Gewissheit zu erhalten, in Widersprüche verwickelt hätte, und wenn er sich nicht, als ihm der Richter zusetzte, in seiner Wut zu unsinnigen Beschimpfungen der Polizei und der Behörden verleiten lassen hätte. Vor demselben Richter aber beharrte der Türsteher auf seiner Aussage, dass sich Jochner in der letzten Zeit sehr viel und gerade an dem betreffenden Abend in dem Ausstellungsraum der Quitzauschen Kunsthandlung zu schaffen gemacht habe.

Dennoch besprach sich der Staatsanwalt, dem der Buchstaben J zugeteilt war, mit seinen Kollegen, ob es nicht angezeigt wäre, den Doktor Jochner, der seit bald einer Woche sitze und ernstliche Anzeichen schwerer geistiger Zerrüttung zeige, lieber zu entlassen. Hätten sich doch die Mitteilungen der andern Zeugen als

unhaltbar und unsicher erwiesen und wäre es doch gewagt, die Anzeige einzig wegen des fehlenden Alibibeweises, den der offensichtlich durch seine Studien überanstrengte junge Mensch vielleicht aus Gedächtnisschwäche nicht zu erbringen vermöchte, aufrecht zu erhalten.

In seiner engen Stube im Untersuchungsgefängnis saß indessen Martin Jochner, dessen Angelegenheit längst zum Stadtgespräch geworden war, stier und stumpf vor einem zierlichen Schreiben auf taubengrauem Papier, das an seine Adresse nach der Pension Schindler gerichtet, dem Gericht übergeben und ihm eröffnet ausgehändigt worden war. Der Untersuchungsrichter hatte den Brief gelesen und sich überzeugt, dass er lediglich den Abschluss eines mit der Strafrechtssache nicht zusammenhängenden Liebeshandels des jungen Menschen darstelle. Er trug den Stempel eines ausländischen Kurortes, war mit M. v. F. unterzeichnet und enthielt in wenigen Sätzen die Mitteilung, dass die Schreiberin vergeblich auf das Eintreffen Jochners gewartet und sich in diesen Tagen auf Wunsch ihrer Eltern mit einem Verwandten verlobt habe, was sie zu verzeihen bitte. Man hatte keine Bedenken, Jochner diesen Brief in die Hand zu geben.

So standen die Dinge, als im linken Flügel der Pension Schindler, wo auch Herr Quitzau ein Zimmer bewohnte, kurz vor Mittag Feuer ausbrach. Niemand wusste, woher es gekommen war. Die Flammen griffen schnell um sich und auf Leitern stieg die Löschmannschaft in die Fenster ein, um zu helfen, warf alles Bewegliche auf die Straße und schlug auch im Zimmer Herrn Quitzaus einen festversperrten, großen Koffer ein, in dem zuerst Wäschestücke und endlich ein kleines, gerahmtes, dunkles Ölbild zum Vorschein kam, der Rembrandt.

In der Aufregung der Stunde hätte vielleicht niemand das Bild erkannt, mit dem ein Feuerwehrmann vorsichtig auf den Sprossen der Leiter auf die Straße stieg. Aber Selma Schindler, die mit ihrer lärmenden Mutter bei den Rettungsarbeiten stand, schrie, als sie den Hebräer mit der türkischen Mütze erblickte, laut auf. Quitzau wendete eine kurze Verstörung rasch ins Freudige und man wagte keine Beschuldigung. Doch der rätselhafte Vorfall kam wieder in die Zeitung, selbst in die Auslandspresse.

Ein armer Kunstmaler der Stadt, der in Italien lebte, erfuhr davon und gab bekannt, dass er die Studie nach einem obskuren niederländischen Schulbild in einer kleinen toskanischen Galerie verfertigt habe. Quitzau versuchte feige und dumme Ausreden. Allein man forschte weiter und es stellte sich heraus, dass er das Bild, um das Geld von der Versicherungsgesellschaft zu erhalten, auf die Seite geschafft habe. Er wurde verhaftet und genau einen Tag später ins Gefängnis geschafft, nachdem sich dort Martin Jochner nach einem fürchterlichen Briefe an das Gericht, der grauenvollsten Abrechnung, die je ein Verzweifelter mit der Menschheit hielt, an einem wunderbaren Maimorgen, während die Feerglocken der Frohnleichnamsprozession über die Stadt klangen, in seinem Stübchen erhängt hatte.



NEUE WIENER-ROMANE

Wie Georg Hermann mit seinen Erzählungen von „Jettchen Gebert“ und „Henriette Jacoby“ den Berlinern ihren „Roman vor hundert Jahren“ gegeben hat, so hat ihn nunmehr den Wienern *Hans Hart* mit seinem eben bei L. Staachmann in Leipzig erschienenen Roman „*Liebesmusik*“ geschrieben. Von zwei Liebenden erzählt das Buch, die sich verlieren und im Sturme der Leidenschaft wiederfinden und die mit ihrer Liebe das Schicksal eines Dritten besiegeln. Die Kühle mondbeschiedener Vorfrühlingsnächte mit all ihrem Sehnen weht aus diesem Buche. Johannisfeuer glüht und weckt den Brand in den Augen und den Herzen zweier Menschen, die sich lieben müssen. Beethoven, Nestroy, Raimund, die zwölfjährige Fanny Elssler zeigen sich, und mit seinem gewaltigen „Sturmlied“ und seinem Trauerquartett greift der größte Tonmeister selber ein in das Schicksal seiner Freunde. Bald leise klagend, bald jubilierend und jauchzend zieht sich durch das ganze Buch die Melodie der Liebesmusik. Allegro und Scherzo wechseln ab und gehen bald in ein wehmütiges Adagio über. Entsagung fordert das Schicksal. Aber plötzlich schwillt die Melodie in einem gewaltigen Crescendo an und das Finale klingt aus in einem Triumph der ewig beglückten, jauchzenden Liebe. Meisterhaft sind Hardts Stil und Technik; man kennt seine Vorzüge schon aus seinem Hochschulroman „Im heiligen Feuer“ vom letzten Jahre. Hier ist alles verfeinert. Der objektive Erzählerton ist einer leisen Ironie gewichen und nur vor dem Schicksal der Liebenden weicht der Dichter ehrerbietig zurück und lässt ihm den Gang, den es sich selber vorgeschrieben.

* * *



Dem Wien unserer Tage gehören die Gestalten an, von denen uns *Felix Salten* in seiner „*Olga Frohgemu*“ (S. Fischer, Berlin) erzählt. Des